



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

Schiller

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

Nachweis, daß deutsche Klassik und deutsche Romantik unvereinbare Gegensätze seien. Ich kann nicht auch das noch hier ausführlich darlegen, hätte es in der Weimarer Rede tun können, ja müssen, wenn sie nicht notwendig auf engen Raum einzuschränken gewesen wäre.

Schillers Brief ist eins der wichtigsten Zeugnisse für sein späteres Verhältnis zu Winckelmann und zu Lessing. Er wendet sich gegen die Annahme, Griechenkunst sei einzig und allein auf Schönheit gerichtet gewesen. Mit unverkennbarem Hinweis auf Schlegels Abhandlung „Über das Studium“ kehrt sich der Brief gegen „unsre allerneuesten Ästhetiker, sowohl über Poesie als Plastik“; sie ließen es sich recht sauer werden, das Schöne der Griechen von allem Charakteristischen zu befreien und das Charakteristische zum Merkzeichen des Modernen zu machen. So werde der Begriff des Schönen beinahe ausgehöhlt und in einen leeren Schall verwandelt. Man sei in der Entgegensetzung des Richtigen und des Schönen viel zu weit gegangen und habe eine Absonderung, die bloß der Philosoph mache, viel zu grob genommen.

Schiller gedenkt dabei des Gegensatzes zwischen dem „Vatikanischen Apoll“ und der Laokoongruppe. Dann der „oft niedrigen und häßlichen Natur im Homer und in den Tragikern“. Er schließt: „Möchte es doch einmal einer wagen, den Begriff und selbst das Wort Schönheit, an welches einmal alle jene falsche Begriffe unzertrennlich geknüpft sind, aus dem Umlauf zu bringen und, wie billig, die Wahrheit in ihrem vollständigsten Sinn an seine Stelle zu setzen.“

Nur beihin gebe ich zu erwägen, was für Schiller, aber auch für Goethe „Wahrheit“ bedeutete. An Realismus im Sinn des 19. Jahrhunderts ist um so weniger zu denken, je mehr sich dieser Realismus zu einem materialistisch-diesseitigen Wahrheitsbegriff bekehrte.

Schillers Brief drückt nur milder aus, was, gleichfalls in unverkennbarem Bezug auf Schlegels Abhandlung, die Kenienreihe „Neueste Behauptung“, „Griechische und moderne Tragödie“, „Entgegengesetzte Wirkung“, „Die höchste Harmonie“, „Aufgelöstes Rätsel“, „Gefährliche Nachfolge“ mit scharfer Zuspitzung vorweggenommen hatte.

Wesentlich ist, daß Schiller in diesen Kenien noch nicht auf Hirt sich stützt, sondern unmittelbar die Terminologie Schlegels angreift. Er meint die Abhandlung „Über das Studium“ und tut, als führe er nur eine ihrer Behauptungen an, wenn es heißt: „Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen, Denn sie verstehen bloß, charakteristisch zu sein.“ Wirklich findet sich gleich nach Beginn der Abhandlung der Satz: „Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie“ (Minor I, 91). Wenige Seiten später (I, 95) folgt die

Stelle vom Übergewicht des Charakteristischen, Individuellen und Interessanten in der modernen Poesie. Schlegel konnte einen Widerspruch zwischen den beiden Äußerungen um so weniger empfinden, weil die erste doch bewußt als wortspielendes Paradoxon geformt war. Dann aber erklärte er selbst auf dem Wege von der ersten zur zweiten Behauptung, es könne in strengster und buchstäblicher Bedeutung keine Charakterlosigkeit geben (1,93). Gegen Schillers Spott war er also wohl geschützt; er wäre es noch mehr gewesen, wenn der Ausdruck „charakteristisch“ ungefährlicher sich verwerten ließe.

Wer gibt uns endlich eine Geschichte der Worte „Charakter“ und „charakteristisch“, die der ästhetischen Bedeutung der beiden Worte gerecht wird, vor allem aber den Wandel ihrer Bedeutung ergründet? Im 18. Jahrhundert bahnt sich eine Vorstellung von „Charakterdrama“ an, die sich zu längst bestehendem Brauch in vollem Gegensatz stellt. Wer denkt heute noch daran, daß Charakterdrama einst das Typendrama hieß? Das Charakterlustspiel des 18. Jahrhunderts führt nach alter Gewohnheit Typen vor; so hatte in Übereinstimmung mit dem Charakterbegriff Theophrasts die antike Komödie und ihre Nachfolge, auch Molière, es gehalten. Der Ausdruck geht jedoch dann auf Dramen im Sinn Shakespeares über, die genau das Gegenteil, nicht Darstellung eines Typus, sondern einer einmaligen Persönlichkeit, vielmehr des Einmaligen einer Persönlichkeit erstreben und leisten. Wie das Wort „Charakter“ bleibt um 1800 auch „charakteristisch“ ein schwankender Begriff. Wirklich kann deshalb Schiller ebenso für charakteristische Kunst eintreten, wie auch in seinen letzten Dramen mehr auf das Typische als auf das Einmalige seiner Gestalten Wert legen.

Wie wenig das Zeitalter fähig war, das Entscheidende angesichts der Frage nach charakteristischer oder nichtcharakteristischer Kunst zu treffen, bezeugt Joh. Georg Sulzer in dem Artikel „Charakter“ seiner „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“. Er schreibt gleich zu Beginn dem Maler vor, „jedem Gegenstand in allem, was an ihm sichtbar ist, den Charakter seiner Gattung, oder auch, (wie in Porträten) den einzeln Charakter, wodurch er sich von allen Dingen seiner Art auszeichnet, zu geben“. Ob Gattungscharakter oder persönlicher Charakter zu geben ist, steht ja gerade in Frage; Sulzer indes fordert das eine und das andere, ohne sich um den Unterschied zu kümmern. Typisches und Einmaliges empfindet er nicht als Gegensätze, aus denen zwei weitauseinander liegende Möglichkeiten der Kunst sich entwickeln können.